

(Nachdruck verboten.)

41]

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Sie sprach mit energischem Ausdruck, und in ihren Augen glänzte ein Strahl des Hasses. „Ach, jenes Weib! Wie es ihn verändert hat! . . . Er ist ein anderer! Er will nur noch mit reichen Leuten verkehren, und die Leute unseres Stadtviertels und alle Armen von Sevilla, die seine Freunde und Verehrer waren und ihn in seinen Anfängen unterstützten, klagen über ihn und werden ihn eines Tages im Zirkus ihr Mißfallen über seinen Undank lärmend kundgeben. In unser Haus kommt das Geld haufenweise herein, und es ist nicht leicht, es zu zählen. Er selbst weiß nie, wieviel er besitzt, aber ich sehe es alles. Er spielt hoch, um sich die Gunst seiner neuen Freunde zu erhalten, er verliert auch viel, und das Geld geht zu einer Tür ein und zur andern aus. . . . Ich sage ihm nichts; er ist es am Ende, der es verdient. Er hat aber von Don José Geld für Angelegenheiten des Landgutes leihen müssen, und einige Olivenpflanzungen, die er dieses Jahr erwarb und zum Gute schlug, sind mit fremdem Gelde bezahlt worden. Fast alles, was er in der nächsten Saison verdienen wird, muß er verwenden, um Schulden zu bezahlen. Und wenn ihm ein Unfall zustieße? Und wenn er gezwungen würde, sich zurückzuziehen, wie andere auch? . . . Sogar mich hat er ändern wollen, wie er sich selbst geändert hat. Wahrscheinlich kamen wir dem Herrn, als er von Donna Sol oder Donna Teufel zurückkam, zu gemein vor, Mütterchen und ich in unseren Hauskleidern und Tüchern, wie alle übrigen Töchter des Landes. Er hat mich gezwungen, diese aus Madrid mitgebrachten Hüte zu tragen, die mir so schlecht stehen, wie ich wohl weiß, und in denen ich aussehe, wie ein auf der Drehorgel tanzender Affe. Wie hübsch ist dagegen die Mantille! . . . Er hat auch diesen Höllewagen gekauft, das Automobil, das ich stets voller Angst besteige und das so entsetzlich stinkt. Wenn wir es zuließen, würde er dem armen Mütterchen einen Hut mit Hahnenfedern aufsetzen! Er ist ein übermütiger Ock, der die andere stets im Sinn hat, und will, daß wir wie sie aussehen, damit er sich unser nicht zu schämen braucht.“

Der Vanderillero erhob lebhaften Widerspruch.

„Nein, niemals. Juan ist ein guter Kerl und tut das alles aus Liebe zu seiner Familie, die er mit Luxus und Bequemlichkeit umgeben will. Juan mag sein, wie er will, Frau Carmen, aber was muß man ihm lassen. Sehen Sie, wie viele bersten vor Neid bei Ihrem Anblick! Oder bedeutet es vielleicht nichts, die Frau des mutigsten Stierkämpfers zu sein, Geld in Hülle und Fülle zu haben, dazu eine prächtige Wohnung, worin Sie unbeschränkte Herrin sind, weil der Maestro will, daß Sie über alles verfügen?“

Die Augen Carmens wurden feucht und sie führte das Tuch nach ihnen, um die Tränen zu trocknen.

„Vieher wollte ich die Frau eines Schusters sein. Wie oft habe ich daran gedacht! Wäre Juan seinem Handwerk treu geblieben, anstatt diese verfluchte Stiersecherei zu erwählen! . . . Ich wäre glücklicher, wenn ich ihm in meinem einfachen Kleid das Essen an das Portal bringen könnte, unter dem er arbeiten würde, wie es sein Vater tat. Keine hübschen Mädchen würden mir ihn abspenstig machen; er wäre mein. Wir würden Not leiden müssen, aber Sonntags Arm in Arm nach einer Wirtschafft vor die Stadt gehen, um dort Abendbrot zu essen. . . . Dazu kommt die Angst, die ich wegen der verdammten Stiere ausstehe. Das ist kein Leben. Viel Geld, viel! Aber glaubt mir, Sebastian, es kommt mir wie Gift vor, und je mehr davon ins Haus kommt, desto unheimlicher wird mir zu Mute, und desto böseres Blut macht es mir. Wozu für mich diese Güte und all der Blunder? . . . Die Leute halten mich für überglücklich und beneiden mich, und ich blicke den armen notleidenden Frauen nach, die mit ihrem Kind auf dem Arm vorübergehen und ihr Leid vergessen, wenn sie ihm ins Auge blicken und mit ihm lachen. . . . Ach die Kleinen. . . . Daher kommt mein ganzes Unglück! Wenn wir nur eins hätten! . . .

Wenn Juan ein Kind zu Hause sähe, das sein wäre, ganz sein, etwas mehr, als die kleinen Kesseln sind! . . .“

Carmen weinte bitterlich; ein Tränenstrom rieselte durch die Falten ihres Tuchs und netzte ihre Wangen. Es war der herbe Gram der unfruchtbaren Frau, die zu allen Stunden das Mutterglück herbeiführt, die Verzweiflung der Ehefrau, die, die Kälte des Mannes gewahr werdend, sie nur anscheinend anderen Ursachen zuschreibt und im Grunde weiß, daß die Kinderlosigkeit an allem schuld ist. Ein Kind, das sie vereinen würde! . . . Carmen wußte wohl, auf Grund der schon verstrichenen Jahre, daß ihr Wunsch unerfüllbar, und deshalb erfaßte sie die Verzweiflung und der Schmerz, und sie blickte voller Neid auf ihren stillen Zuhörer, dem die Natur so reichlich zugeteilt hatte, was sie so heiß ersehnte.

Der Vanderillero verließ mit gesenktem Blick die Wohnung und machte sich auf die Suche nach dem Maestro, den er an der Tür der „Fünfundvierzig“ antraf.

„Juan, ich habe Deine Frau gesprochen. Es wird jedes Mal schlimmer. Sieh zu, wie Du sie sanfter stimmst und Dich mit ihr verträgst, sonst gibt es einen Krach.“

„Verflucht! Wenn doch eine Krankheit sie hinraffte, und Dich dazu, und mich selbst! Das ist kein Leben mehr! Gebe Gott, daß mich am nächsten Sonntag ein Stier aufspießt, damit es ein Ende habe. Was ist unter solchen Umständen das Leben noch wert?“

Er war etwas angetrunken. Das finstere Schweigen, dem er zu Hause begegnete, und mehr noch (obchon er es niemandem eingestanden hatte) jenes plötzliche stumme Verschwinden von Donna Sol, hatten ihn zur Verzweiflung gebracht. Man hatte ihm, schlimmer als einem Bedienten, die Tür gewiesen. Er wußte nicht einmal, wo sich diese Frau befand. Der Marquis hatte kein sonderliches Interesse für die Reise seiner Nichte an den Tag gelegt. Welch närrisches Wesen! Er war übrigens auch von ihrer Abreise benachrichtigt worden, hielt sie aber trotzdem nicht für auffindbar. Sie würde schon Lebenszeichen aus irgend einem fremden Land von sich geben.

Im eigenen Heim verheimlichte Gallardo seine Verzweiflung nicht. Angesichts des Stillstehens seiner Frau, welche vor ihm die Blicke senkte oder ihn finster ansah und sich sträubte, eine Frage zu beantworten, um kein Gespräch anzuknüpfen zu müssen, brach der Stiersechter in wilde Verwünschungen aus.

„Verdammt sei mein Geschick! Wenn doch nächsten Sonntag ein Stier mich auf die Hörner nähme und mich schüttelte, daß man mich auf einer Reichtumschaukel nach Hause bringt.“

„Sprich doch nicht so, Du Dummkopf!“ rief die Sennora Angustias aus. „Versuche Gott nicht; bedenke, daß das Unglück bringt.“

Sie wurde jedoch vom Schwiegerjohn unterbrochen, der mit gewichtiger Miene die Gelegenheit benutzte, um dem Stiersechter zu schmeicheln.

„Naht es gut sein, Mütterchen. Den rührt kein Stier an, er müßte ihm denn ein Horn zuschleudern.“

Den folgenden Sonntag fand das letzte Stiergefecht des Jahres statt, bei dem Gallardo mitwirken sollte. Der Vormittag ging vorüber, ohne daß die früheren Beängstigungen und abergläubischen Vorurteile ihn dieses Mal beschlichen. Er kleidete sich in froher Laune an, in einer nervösen Erregung, die die Kraft seiner Arme und Beine zu erhöhen schien. Welche Lust, über den gelben Sand eilen zu können und mit seiner Behendigkeit und seinen Wagemutigkeiten viele Tausende von Zuschauern in Erstaunen zu setzen! . . . Seine Kunst allein war die echte, die die Menge in Begeisterung versetzte und Gold haufenweise einbrachte. Alles andere, die Familie und die Diebstahnen, diente nur dazu, das Dasein zu erschweren und Verdruß zu schaffen. Was würde er heute für Degenstöße austheilen! . . . Er fühlte sich riesenstark, er kam sich wie ein Anderer vor, ohne Angst und Befürchtungen.

Er legte sogar Ungeduld an den Tag und sehnste die Stunde herbei, da er sich nach dem Zirkus begeben sollte, ganz im Gegensatz zu sonst, wo er den gefürchteten Augenblick so lange wie möglich verschob. Seinen Zorn über den häuslichen Unfrieden und über jene Flucht Donna Sols, die seine Eitelkeit so sehr verletzte, hoffte er an den Stieren auslassen zu können.

Als der Wagen vorfuhr, durchschnitt Gallardo den Hof, ohne, wie andere Male, die Erregung der Frauen zu beachten. Carmen erschien nicht. Ja, die Weiber! . . . Sie verbitterten einem nur das Leben. Bei Männern allein war dauernde Unhänglichkeit und frohe Gesellschaft zu finden. Der Schwager war zugegen, dem der Matador einen neuen Anzug geschenkt hatte; er betrachtete sich selbstgefällig darin, bevor er zum Stierzirkus ging. Den Stierfechter umschwänzelte er unaufhörlich, und obson nur ein lächerlicher Aufschneider, taugte er jetzt für Gallardo mehr als die ganze übrige Familie.

„Du siehst ja hochfein aus, Antonio,“ rief ihm der Matador fröhlich zu. „Steig in den Wagen, ich nehme Dich zum Zirkus mit.“

Der Schwager setzte sich neben den berühmten Mann und hegte vor Stolz, als er durch die Straßen von Sevilla fuhr, und ihn die Leute zwischen den Seidenmänteln und den goldfunkelnden Kostümen der Toreros sahen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Im Sturm.*)

Von W. Korolenko.

I.

„Es gibt Sturm, Kamrad!“

„Ja, Korporal, ein starker Sturm wird losbrechen. Ich kenne diesen Ostwind gut. Diese Nacht wird das Meer sehr unruhig sein.“

„Der heilige Joseph schütze unsere Flotte. Die Fischer sind alle zurückgekehrt.“

„Doch, schauen Sie: dort scheint mir ein Segel zu schwimmen.“

„Nein, das ist der Flügel eines Vogels. . . . Vor dem Wind kommst Du Dich hinter den Zinnen der Mauer verbergen. . . . Leb wohl. Die Ablösung kommt in zwei Stunden. . . .“

Der Korporal ging fort, der Wachtposten blieb auf der Mauer der kleinen Festung zurück, die von wogenden Wellen von allen Seiten umringt war. Raschlich nahte ein Sturm.

Die Sonne senkte sich, der Wind wurde immer stärker, der Westen flammte in Purpur auf, und je stärker sich die Flamme am Himmel verbreitete, desto tiefer und kälter wurde das Blau des Meeres. Hier und da durchschnitten schon weiße Wellenlämme die dunkle Fläche, und es war, als ob die geheimnisvolle Tiefe des Ozeans hervorzufließen versuchte, unheilvoll und bleich vor lang zurückgehaltene Borne. Auch der Himmel schien diese wilde Unruhe zu teilen. Die Wolken jagten in langen Streifen von Osten nach Westen und loderten dort eine nach der anderen auf, als schleuderte der Orkan sie in den Rachen eines gewaltigen glühenden Ofens. . . . Der Atem eines nahen Gewitters wehte über den Ozean.

Ueber die dunklen Wellen schimmerte, gleich dem Flügel eines erschredten Vogels, ein Segel; ein verspäteter Fischer, vor dem Sturme fliehend, glaubte offenbar nicht das weitgelegene Ufer des Festlandes erreichen zu können und lenkte sein Boot zu dem Fort.

Das weiße Ufer ist längst im Nebel, im Gischte und der Dämmerung des nahenden Abends versunken. Das Meer heult tief und gedehnt, und eine Woge nach der anderen rollt in die Weite dem noch erleuchteten Horizonte zu. Das Segel schimmert, bald verschwindend, bald von neuem auftauchend, das Boot laviert, kämpft mit Mühe gegen die Wellen und nähert sich langsam der Insel. Dem Wachtposten, der das Boot von der Mauer des Forts mit Blicken verfolgt, scheint es, als ob die Dämmerung und das Meer mit grausamem Entschluß dieses einsame Boot im Nebel und Bogengebrause zu verderben sucht.

In der Mauer des Forts blüht ein Licht auf — ein zweites — ein drittes — das Boot sieht man nicht mehr, aber der Fischer kann die Lichter — einzelne zitternde Funken über dem grenzenlosen, erregten Ozean sehen. . . .

II.

„Halt! Wer da?“

Der Wachtposten ruft vom Walle aus das sich nähernde Boot an und erhebt das Gewehr. . . .

Das Meer ist aber schrecklicher als diese Drohung. Der Fischer kann das Steuer nicht loslassen, sonst schleudern die Wellen das Boot sofort auf die Steine. Außerdem treffen die alten spanischen Gewehre nicht besonders gut. Das Boot wartet vorsichtig, wie ein schwimmender Vogel, den Anschlag ab, wendet sich auf dem Klamme einer Welle um und läßt plötzlich die Segel fallen. . . . Die Brandung schleudert es zum Ufer hin, und der Kiel gleitet über den Kies in der kleinen Bucht.

„Wer da?“ ruft wieder laut der Wachtposten, der voll Teilnahme die Bewegungen des Bootes verfolgt hat.

*) Dieses herrliche Stimmungsbild des russischen Dichters schildert die Kerkerleiden, das Erwachen und die Flucht dieses russischen Revolutionärs; die spanische Einleidung ist nur der Zensur wegen gewählt.

„Bruder!“ — antwortete der Fischer. „Öffne das Tor, um des heiligen Josephs willen! Teufel, was für ein Sturm!“

„Warte, gleich kommt der Korporal.“

Auf der Mauer bewegen sich Schatten, darauf öffnet sich die schwere Tür, eine Laterne schimmert, und man vernimmt ein Gespräch. Die Spanier nehmen den Fischer auf! Hinter der Mauer, in der Soldatenkaserne soll er Wärme und Obdach für die ganze Nacht finden. Welch behagliches Gefühl wird es für ihn sein, sich in der Stille an das böse Toisen des Ozeans und an die unheilvolle Dunkelheit über dem Abgrund zu erinnern, wo noch vor kurzem sein Boot hin und hergeschleudert wurde.

Die Tür fällt zu, als ob die Festung sich vor dem Meere verschließen möchte, über das der erste Windstoß eine ungeheure breite Woge dahinjagt, die in leuchtendem Schaume erglänzt.

Sonst leuchtet nur noch unsicher ein Licht im Fenster des Eckturmes, und das in der Nacht geborgene Boot wiegt sich gleichmäßig und kreischt leise unter den Schlägen der wiederkehrenden und zerschellenden, aber immerhin noch starken Wellen. . . .

III.

In dem Eckturm befinden sich die Zellen des spanischen Kriegsgefängnisses. Für einen Augenblick verbunkelt sich das rote Licht, das dort in dem Fenster leuchtet, und hinter dem Gitter zeichnet sich in einer Silhouette ein länglicher Kopf. Ein Mensch richtet einen Blick von dort auf das dunkle Meer und tritt zurück. Das Licht bewegt sich wieder in rotem Widerschein auf den Spitzen der Wogen. Das war Juan Maria Jose Miquel Diaz, ein Insurgent. Im vorigen Aufstande haben ihn die Spanier gefangen genommen und zum Tode verurteilt, später aber wurde er aus Barmherzigkeit, die die Laune eines Augenblicks eingab, begnadigt. Man schenkte ihm das Leben, d. h. man brachte ihn auf diese Insel und sperrte ihn in den Turm ein. Hier nahm man ihm die Fesseln ab. Sie waren zweifelslos: die Mauern waren aus Stein, am Fenster ein verrostetes Gitter, und hinter dem Fenster — das Meer. Sein Leben bestand darin, daß er durch das Fenster auf das entlegene Ufer des Festlandes schauen, sich erinnern und vielleicht noch hoffen konnte. . . .

Die erste Zeit, an hellen Tagen, wenn die Sonne auf den Spitzen der blauen Wellen glänzte und das entlegene Ufer näher brachte, schaute er lange dorthin und betrachtete die Umrisse der heimatischen Berge, die in undeutlichen Krümmungen hervortretenden Schluchten, die kaum sichtbaren kleinen Flecken der weitliegenden Dörfer. . . . Er erriet die Buchen, die Wege, die Bergpfade, die wie es ihm schien, leichte Schatten durchwanderten und unter ihnen ein Schatten, der ihm einst nahe stand. . . . Er wartete, daß in den Bergen wieder Feuer aufleuchten möchten, daß über die Wellen von dort, von dem entlegenen Ufer her, Segel mit der trauten Fahne der Empörung und der Freiheit dahinjagen werden. Er bereitete sich darauf vor und höhnte geduldig, vorsichtig und hartnäckig den Stein bei dem verrosteten Gitter aus. Aber Jahre gingen dahin. Am Ufer war alles ruhig, in den Schluchten lag ein blauer Dunst, vom Ufer stieß nur ein kleiner spanischer Kutter zur Bewachung ab, und friedliche Fischerboote huschten über das Meer, gleich den Seemöven, nach Beute. . . . Allmählich wurde alles Vergangene zum Traume. Wie im Traume schlummerte im goldigen Nebel das ruhige Ufer des Festlandes und auch wie im Traume streiften darüber hin gespenshafte Schatten des längst Vergangenen. . . . Und wenn vom Ufer sich ein Rauchwölkchen löste und der Kutter die Wellen durchschnitt, wußte er: da bringt man auf die Insel zur Ablösung neue Gefängniswärter und Wachtposten. . . . Und in dieser Zeitgarnie vergingen Jahre. Juan Maria Miquel Jose Diaz wurde ruhig und begann sogar seine Träume zu vergessen. . . . Das ihm von den Spaniern geschenkte Leben floß friedlich und unbemerkt dahin. . . . Er blickte sogar auf das entlegene Ufer mit stumpfer Gleichgültigkeit hin und hatte längst aufgehört, das Gitter zu lodern: wozu auch?

Nur wenn sich der Ostwind erhob, der besonders stark an dieser Stelle ist, und die Steine auf dem Abhange der kleinen Insel zu bewegen anfing, begann auch in der Tiefe seiner Seele, gleich diesen Steinen am Meeresgrunde, sich dumpf eine unklare und stumpfe Sehnsucht zu regen. Es schien ihm, von dem mit Dunst umzogenen Ufer lösten sich wieder Schatten los und riesen irgend etwas laut, hastig, klagend, ruhelos. . . . Er wußte, daß nur das Meer tief, aber er mußte unwillkürlich diesen Lauten lauschen. . . . Und aus der Tiefe der Seele erhob sich eine schwere, obwohl noch dunkle Erregung. In seiner Zelle war von einer Ede zur anderen in dem Steinboden ein tiefer Pfad ausgetreten. Er hatte mit nackten Füßen den Stein ausgehöhlt, indem er in stürmischen Nächten in seinem Käfig auf- und abließ. Zuweilen trakte er in solchen Nächten wieder an der Mauer beim Gitter. Am anderen Morgen aber, wenn das Meer sich beruhigt hatte und zärtlich die Steinfelsen der Insel koste, wurde er auch ruhig und vergaß die Augenblicke der Raserei. . . . Er wußte, daß ihn hier nicht das Gitter festhielt. . . . Ihn hielt dieses tödliche, bald böse, bald zärtliche Meer fest und außerdem. . . . die schlaftrunkene Ruhe des entlegenen Ufers, das träge und stumpf in seinem Nebel schlummerte. . . .

IV.

So vergingen noch weitere Jahre, die schon wie Tage erschienen. Die Zeit des Schlafes existierte nicht für das Bewußtsein, und sein ganzes Leben war ein stumpfer, schwerer und spurloser Traum. Seit einiger Zeit tauchten in diesem Traume wieder selt-

same Erscheinungen auf. In dem Fort ging eine sonderbare Bewegung vor; die Spanier begannen die alten Mauern auszubessern; die Schäden, die sich in den Jahren der ungetrübten Stille gebildet hatten, wurden eilig ausgeglichen, öfter als früher glitten zwischen dem Ufer des Festlandes und der Insel Klüften mit der spanischen Kriegsflagge hin und her. Bisweilen krochen schwerfällig, wie ungeheure Rücken von Seeungeheuren, Panzerchiffe mit kleinen Rärnchen vorbei. Diaz sah sie mit einem stumpfen Blicke an, in dem sich zuweilen Staunen spiegelte. Einmal war es ihm sogar, als ob sich in der Schlucht und längs den Abhängen des bekamnten Berges, an diesem von der Sonne hell beleuchteten Lage, leichte weiße Wölckchen von Schüssen erhoben, klein wie Stednadellöpfe, plötzlich und hell auf dem dunkelgrünen Untergrund emportauchend und still in der klaren Luft verschwindend. Einmal kam der lange schwarze Streifen des Kriegsschiffes der Wucht näher und einige kurze abgeriffene Schläge stießen vom Meere an sein Fenster. . . . Er erfaßte mit den Händen das Gitter und rüttelte es stark. . . . Es klirrte und zitterte. Rall und Schutt stießen aus den Stellen, wo die Eisenstangen in die Wände eingemauert waren. . . .

Aber es vergingen noch einige Tage. . . . Das Ufer wurde wieder still und versank in Schlummer; das Meer war öde, die Wogen rollten eine über die andere leise nachdenklich dahin, und als ob sie nichts zu tun hätten, klatschten sie gegen das steinige Ufer. . . . Und er dachte, dies sei wieder nur ein Traum gewesen. . . .

(Schluß folgt.)

Die Ausstellung der Neuen Sezession.

(In der Gemäldegalerie von M. Nacht.)

Die Tatsache, daß eine Anzahl von einer Kunstausstellung Zurückgewiesener selbst an die Kunsttreibe appellieren, sich durch eine Sonderausstellung den Weg an die Öffentlichkeit bahnen — wäre nicht sehr bedeutungsvoll und rechtfertigte nicht das starke Interesse, das diese Sondernung erweckt.

Auch nicht ihre unwillkürliche Parallelstellung mit der in der Entwicklungsgeichte unserer Malerei ewig denkwürdigen des Manet-Kreises vom „Salon“ auf der Pariser Weltausstellung von 1876.

Dennoch bedeutet auch diese Trennung mehr als Auslehnung gekränkter Eitelkeit oder Rechtshaberei.

Sie drückt die Tatsache aus, daß wir in der Malerei wieder ein Ende weiter gekommen sind, daß die Sezession ihr Programm, der Kunst eine solidere, auf Naturwahrheit beruhende, handwerkliche Grundlage zu geben, erfüllt hat — und die neue Maler-Generation auszieht, sich neue Aufgaben zu stellen. War die Trennung dazu notwendig? Gab die Sezession nicht bereitwillig aller künstlerischer Eigenart Platz? Fanden nicht die Matisse, und Munch, die als Vorläufer zu betrachten sind, stets Interesse und Verständnis?

Das Trennende ist, daß in der Sezession übermäßig stark eine Malerei zu Worte kommt, die die neue Sezession als Uebertundenes betrachten muß und in die zweite Reihe gesetzt zu sehen wünscht.

Die gegenwärtige Ausstellung darf nach dem Wunsche der Vertreter dieser neuen Sezession nicht als Programmausstellung beurteilt werden, da sie zunächst lediglich alle trassen Beispiele der Zurückweisung ausländischer Arbeiten zusammenfassen mußte. Erst die Herbstausstellung wird also ein deutliches Bild der neuen Bestrebungen geben.

Demgemäß finden wir hier noch viele Uebergangsarbeiten, oder den einfach mehr oder minder richtig abgezeichneten äußerlichen Natureindruck, wie ihn die Sezession erwartete und naturgemäß als Hauptziel der Malerei ansehen muß.

Dann aber tritt allmählich und immer deutlicher ein Bestimmtes hervor, ein unbedingt vom Liebermann-Kreis Trennendes: — das Neue.

Nicht darauf kommt es an, wo die Anregung her kam, wer als Erster einen Fortschritt fand. Dem Verdienst des Einzelnen folgt dann allenfalls das Verdienst der „Gruppen“, die einen Fortschritt aufnahmen und erst nach allen Seiten ausbildeten und damit zum Allgemeinbesitz machen. — Aber selbst von einem solchen Aufnehmen fremder Ideen kann nicht gut die Rede sein, denn das, was in der neuen Sezession versucht wird, mußte notwendigerweise als Fortführung des Wertes der Sezession folgen.

Diese neuen Maler betrachten, ermüdet und unbefriedigt von dem rein virtuoson Abschreiben der Natureindrücke — und geschehe es noch so gut — dieses als Kunst niederer Art, sie suchen mehr zu erhalten.

Waren die reinen Impressionisten einzig von dem Ideal erfüllt, die alte zeichnende Malerei durch eine in der Farbe naturwahre zu ersetzen, so suchen diese, denen die Impression geläufig geworden war, für ihre Kräfte sich neue Aufgaben, als Auswanderer, denen in der Heimat kein Platz bleibt, die andere Ideale haben.

Diese Aufgabe finden sie darin, daß sie die Arbeit der Vorigen vertiefen, das Angefangene ausbauen. Sie arbeiten nicht mechanisch,

nur vom Wunsch nach richtigem Erfassen des Naturvorbildes erfüllt, sie suchen — und das ist das Wichtige — diese Technik ganz zum Mittel ihres Fühlens zu machen.

Sie fühlen die Natur wieder mehr, als daß sie sie nur durch das Auge sehen und nähern sich damit wieder der als Voraussetzung aller reinen Kunst geltenden inneren Anschauung — überwinden die notwendige aber frostige Periode der rein handwerklichen Geschicklichkeitswertung der Malerei. Sie setzen zugleich die Befreiung von der Konvention fort, im Sinne eines notwendigen und einzig künstlerischen, freien schöpferischen Gestaltens der Natureindrücke und betrachten es als Enge und Unfreiheit, lediglich ein hingesehtes Modell, ein Stück Natur abzumalen, eine nicht vom Empfinden und Gegenstand, sondern von bestimmten Absichten gefasste Bildidee auszuführen.

Ihre Farbe ist ganz Gefühl, kindlich anschaulich und ganz Ausdruck — voll Ursprünglichkeit und deshalb greifbar, zunächst oft grell, laut jauchzend — zügellos.

Sie fangen an, einfach auszusprechen, was sie fühlen, nur von diesem ihren natürlichen Instinkt geleitet. Da ist die „Junger Wellbrod“ von Tappert, schwer und unförmig; das Körperhafte tritt auch in der Farbe grobklöbig hervor, nur noch gestört durch störende Nebendinge ohne notwendige Beziehung wie die Tischplatte mit den Flaschen. Bei Segal springt das Freudige, Kärmende der roten Dächer in der Landschaft, das Verheißende im jernen Blau der Berge, das unruhevolle Leben in den grünen Tönen der Bäume in die Augen. Im Porträt des Mannes mit dem Hut ist die Grelle des Lichtes gegen die Bluthülle des gesunden Mannes gesetzt.

In dem Plato-Porträt Tapperts fällt es besonders auf, wie eine ganz andere Art von Naturtreue erstrebt wird und daß sie einen bedeutenden Fortschritt in sich birgt. Nicht nur die Farben in ihrem neuen Leben sehen, auch das Typische der Farbe für die Art des Menschen fassen und dieses herausheben und zum einzigen Gegenstand des Bildes machen, das ist die neue Aufgabe.

Im Porträt Harth's zeigt sich eine weitere Möglichkeit, die Farbe absichtsvoll zu verstärken zur Erzielung des gefühlten Eindrucks; — nicht zu verwechseln mit den beliebigen und willkürlich nur aus technischen oder dekorativen Rücksichten eingemalten Gründen der älteren Malerei.

Wie so die Anschauung stärker wird, zeigen die Stillleben von Pechstein, besonders auch das von Schmidt-Rottlaff, das nicht nur braune Töpfe, sondern auch das Leben in den Farben, die Wechselwirkung der Formen herausarbeitet und so unglaublich knapp und bildhaft wird. Ein Erichöpien der Vorstellungen von Kessel und Zitronen ist auch das Obststück von Steinhart, das eine Fülle von Anschauung birgt.

In den Gebirgslandschaften Helbig's ist das Herausheben des Konstruktiven im Bilde — also schließlich die Quintessenz auch in rein technischer Hinsicht — entscheidend.

Schwache ängstliche Versuche sind die Lederers, dessen Landschaften und Dorfbilder durch seine beengte Phantasie gegen die Arbeiten eines Pechstein, Richter zurückstehen müssen. Eine rein äußerliche Aneignung der neuen Ausdrucksmittel wird durch die mangelnde Deutlichkeit des innerlich gesehenen Bildes nur um so schneller zutage treten.

Erfreulich in seiner ruhigen Sicherheit wirken die Arbeiten Richters — zumal die Frauen im Bade — und das Chausseebild, das übrigens sehr deutlich die Anknüpfung an die deutsche Landschaft durch das feinere Sehen erkennen läßt und nichts von einer rohen Uebernaahme fremder Art enthält.

Von der gehaltvollen deutschen Landschaft, wie sie zahlreich in der Großen Berliner Kunstausstellung auftritt, unterscheidet sie sich nun durch die Bestimmtheit des Willens, das Begreifen des Eindrucks bildenden und durch die in der Impressionistischen Schulung erworbene lebendige Farbe. Das gleiche zeigt die schöne Landschaft von Verta Schüb, Müden.

Sehr tastend, obschon ebenfalls eine unterkennbar starke Potenz ist Melzer, der noch in einem Chaos von Leidenschaften und Empfindungen umhertreibt, aber im Auge behalten werden muß. In der „roten Insel“ sind doch Figuren mit ganz eigentümlich besetzten Bewegungen.

Wirr, aber ebenfalls von nicht zu übersehender Entschiedenheit und Darstellungskraft ist Cesar Klein in den überfüllten, doch stark fesselnden Stillleben. Kaum in diesen Kreis gehört Philipp Klein's Bild, das ein Anekdotenbild mit dem ganzen farbigen Leben Impressionistischer Darstellung ist, aber selbst als Komposition schlecht ist, da es in mehrere Teile zerfällt — seien sie auch noch so reizend und lustig durchgeführt.

Der wertvollste Programmpunkt der „Neuen“ ist eben ihre Forderung von äußerster Konsequenz und Strenge in der Ausdrucksform; so erzieht sie endlich nicht nur zu einer ehrlichen, inhaltreichen, sondern auch großzügigen und passend deutlichen Sprache in der bildenden Kunst.

Der zunächst noch sehr alleinstehende Pechstein ist mit zwei großen Arbeiten „Weib“ und „Modellpause“ vertreten und gibt allerdings den unzweideutigen Beweis eines bestimmten und aussichtsreichen Wollens. — Mag man sich vor der Möglichkeit derartigen Darstellungen entfremden, wir sehen auch hier nur ein Ergebnis der von der Sezession aufgestellten künstlerischen Nebefreiheit. Göt ist sein Fühlen, stark seine Befähigung, es auszudrücken, andere Forderungen sind Privatfache der Beschauer.

Man hat zu vermeiden, von Becksteins Bildinhalten auf die der künftigen Ausstellungen vorläufige Schlüsse zu ziehen. Er ist zunächst der erste und entschiedenste Vertreter dieser Malerei, und erst durch Reisere, Umfassendere, Größere wird das Bild seine Ergänzung finden. — Deutlicher wird dann auch jutage treten, wie sehr die neue Sezession von der Vorarbeit der alten abhing und wie überflüssig es ist, aus dieser Teilung der Arbeit Gegenstände zu konstruieren.

P. G.

Kleines feuilleton.

Die preussische Geschichtsschreibung und die Volksschule. Wie die Hohenzollern alle Herrlichkeiten dieser Welt zuerst erfunden haben, so ist auch Preußen und sein Herrschergeschlecht allen vorgegangen mit der Einführung des Schulzwangs. So erzählten die preussischen Geschichtsschreiber einer nach dem anderen. Und die Ehre dieser Neuerung wird gerade dem sonderbaren Viebling Heinrich v. Treitschkes, dem längenwahnsinnigen Soldatennarren Friedrich Wilhelm I. zugeschrieben, der durch sein Schulgesetz von 1717 jedem Hausvater kurzab die Pflicht auferlegt habe, seine Kinder in die Schule zu schicken — erzählt Treitschke. In seinem „Ende des Reichs“ hat ihm Kurt Eisner diese Lüge zerstört. Die Schulverordnung hielt nämlich nur die Eltern in den Orten an, ihre Kinder zur Schule zu schicken, „wo Schulen seynd“; zumeist waren aber keine Schulen da. Dann wurde die Verordnung überhaupt nicht beachtet, was durch ihre Wiederholung bewiesen und in ihr ausgesprochen wird. Außerdem waren die vorhandenen Vorkehrungen überhaupt keine Schulen, sondern Anstalten, in denen ausgebildete Soldaten für einen Hungerlohn zu Lasten der Einwohner eine jämmerliche Verpflegung fanden, indem sie den Winter über den Kindern den Katechismus einbläuten.

Die preussischen Geschichtsschreiber haben sich mit dieser merkwürdigen allgemeinen Schulpflicht ohne Schulen auf die bequemste Weise abgefunden. Drohen hat in der Geschichte der preussischen Politik bei der Besprechung des Edikts die lästigen drei Worte: „wo Schulen seynd“ fortgelassen. Dasselbe tat Kömte.

Kürzlich hat nun ein junger Gelehrter, Ferdinand Volkmer („Friedrich Wilhelm I. und die Volksschule“, Göttingen 1909) der preussischen Volksschullegende endgültig das papierne Gedärm sezziert, und Max Lehmann, der Verfasser der trefflichen Stein-Biographie, zeigt den Befund in den preussischen Jahrbüchern an.

Die Wahrheit ist, daß in dem Hohenzollern-Staate das Schulwesen weit hinter den meisten anderen deutschen Ländern — insbesondere hinter Württemberg, Sachsen und Braunschweig-Wolfenbüttel — zurückblieb. Die brandenburgische Schulordnung von 1573, die weder Schreiben, noch Rechnen, noch Lesen als Lehrstoff kannte, sondern nur die Einprägung von Katechismusprüchen und Kirchenliedern, wurde beträchtlich überholt durch die ungefähr gleichzeitigen württembergischen und sächsischen Ordnungen. Der Schulbesuch war in preussischen Landen so gering, daß 1633 verfügt wurde: jedes Dorf solle im Winter wenigstens einen Knaben zur Schule senden und ihn für die Woche mit Lebensmitteln ausrüsten, damit er recht beten lerne und durch diese Gabe seinem ganzen Heimatsorte zum Segen gereiche.

Was hat nun Friedrich Wilhelm I., der „Volksschulbauer“ und „Vater der allgemeinen Schulpflicht“, geleistet? Er hat 1717 auf Klagen von Geistlichen angeordnet, daß Eltern ihre Kinder in die etwa existierenden Schulen schicken und dafür Schulgeld bezahlen sollten, und er hat dieses Edikt, da es nicht gehalten wurde, später noch einmal wiederholt. Außerdem hat er nach unendlichen Verhandlungen jährlich 2000 Taler für Schulbauten in Ostpreußen bewilligt — bei Gesamteinnahmen des Staates von immerhin schon 6^{1/2} Millionen. Es wurden denn wirklich allmählich 1160 Schulen gebaut, aber auf königlichen Generalbefehl so schlecht, daß sie bereits vor der Fertigstellung baufällig waren. Außerhalb Ostpreußens wurden überhaupt so gut wie gar keine Schulen gebaut. Aber auch diese Spende wird nur einem zufälligen Einfluß und einer vorübergehenden Laune verdankt. Bleibend aber war der tiefe Haß des Königs gegen jede Bildung und alles wirkliche Schulwesen, wie er denn selbst ein Analphabet war.

Dieser Haß zeigte sich in der Bezahlung, Auswahl und Würdigung der Lehrer. Sie erhielten außer kümmerlichen Naturalien die paar Heller Schulgeld, die von den armen Eltern zu tragen waren, den zweiten Kieselbeutel — jährlich 10 Groschen, unter mehreren Lehrern zu verteilen — und von der Kirche 4 Taler jährlich. Dabei kamen die Gehältern nicht einmal ein und wurden auch von den sonst so brutalen Behörden für diesen Zweck nicht zwangsweise eingetrieben. Wir hören von Lehrern, die, weil sie keine Miete aufbringen konnten, sie durch ein paar Frondienste in der Woche abarbeiten mußten. Unser Schulkönig hatte ausdrücklich befohlen, daß nur Lehrer angestellt werden, „die dabei arbeiten und sich was verdienen können, um der Gemeinde nicht ganz und gar à charge (zur Last) zu sein“. So trieben sie denn im Hauptamt Ausschank von Bier und Branntwein, schrieben Wittschriften für die Bauern, waren Tagelöhner und Hirten, oder übten ein Handwerk, zumeist die Schneiderei. In den Räumen, die zugleich Wohn-, Schlaf- und Werkstätten für die Schulmeister waren, wurden die Kinder „unterrichtet“. Der Unterricht bestand im

religiösen Drill, höchstens in etwas Lesen; des Schreibens und Rechnens waren die Schulmeister selbst gar nicht oder nur höchst mangelhaft kundig.

Wie sehr diese Hohenzollernschule hinter der Zeit zurückstand, zeigt die Tatsache, daß schon ein Jahrhundert früher Ernst von Saaxen das Mindesteinkommen der Lehrer auf 50 Gulden bar, 8 Malter Korn (zu 4 Talern), freie Wohnung, Gartengenug und freies Holz festsetzte. Friedrich Wilhelm I. aber setzte bei einer Regulierung der Gehälter in Billau das Einkommen der „Schulbedienten“ von 2^{1/2} auf 2^{1/12} Taler herab, während der Auhertnecht seine monatlichen 4 Taler behalten durfte.

So blieben die preussischen Schulverhältnisse bis zum großen Zusammenbruch von 1806. Alle Hohenzollern, Friedrich II., Friedrich Wilhelm II. und III., taten nichts für die Volksschule, sondern hemmten im Gegenteil ihre Entwicklung. Als Deutschland bereits ins klassische Zeitalter der Kunst und Philosophie eingetreten war, erließ der „große“ Friedrich eine Verordnung gegen die Schulbildung: „Es ist auf dem platten Lande genug, wenn sie ein bißchen lesen und schreiben lernen; wissen sie aber zu viel, so laufen sie in die Städte und wollen Sekretärs und so was werden.“ Fast noch schlimmer trieb es der dumpfe und böartige Geist des Jena-Hohenzollern. Bornig klagt ein wohlmeinender Geistlicher: „Man glaubt, je dimmer ein Untertan ist, desto eher wird er sich alles wie ein Vieh gefallen lassen, man macht mit ihm, was man will. Schreiben aber muß der Bauer durchaus nicht können; denn wenn der Bauer nicht schreiben kann und ohne des Edelmanns Willen nicht verreisen darf, so bleibt die in unserm Lande befindliche Barbarei noch am sichersten verborgen.“ Damit jedoch auch die zukünftigen Geschichtsschreiber etwas zu preisen hätten, traf einmal das Geistliche Departement die Anordnung, daß das Schulwesen hauptsächlich auf solchen Straßen verbessert werden solle, wo der König auf seinen militärischen Reuereisen passiere, namentlich in den Dörfern, wo der Vorspann gewechselt werde, „und im Umkreise von einer halben Meile. Noch in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts gab es in Preußen 323 Landlehrer, die unter 10, 857, die zwischen 10 und 20, 2287, die zwischen 20 und 40 Taler jährliches Einkommen hatten. Und schließlich ist noch heute Preußen das Vorland in der Mißhandlung der Volksschule. Wenn es noch 1848 Wähler und Abgeordnete gab, die nicht schreiben konnten, so ist auch heute der preussische Volksschulzweck, die Masse in Untertannenniedrigkeit zu erhalten.

Die preussische Schullegende ist tot, aber sie wird in den preussischen Geschichtsbüchern immer wieder auferstehen. Findet sich doch sogar in der neuen „Weltgeschichte“ der demokratischen Firma Ullstein in dem von B. Onden und E. Heyck bearbeiteten „Zeitalter Friedrich des Großen“ Friedrich Wilhelm I. als „Schöpfer der preussischen Volksschule und des Schulzwanges“ gefeiert; und in der „Zeittafel“ des Bandes ist wirklich unter die weltgeschichtlichen Daten aufgenommen:

„1717. Das Prinzip der allgemeinen Schulpflicht in Preußen.“

Aus dem Gebiete der Chemie.

Der Sonnenstoff auf der Erde. Das Element Helium, das nach dem alten griechischen Sonnengott genannt worden ist, steht insofern in der Reihe der Grundstoffe einzig da, als es früher auf einem anderen Weltkörper als auf der Erde entdeckt worden ist. Dies Kunststück konnte selbstverständlich nur die Beobachtung mit dem Spektroskop leisten. Im Spektroskop der Sonne mußte alsbald eine Linie auffallen, die mit keinem auf der Erde befindlichen Körper zusammengebracht werden konnte. Der Stoff, durch den sie erregt wurde, erhielt daher den Namen Sonnenstoff oder Helium. Es machte ein begreifliches Aufsehen, als Professor Palmieri im Jahre 1881 verkündete, daß es ihm zum erstenmal gelungen sei, diesen Stoff auch auf der Erde nachzuweisen. Er hatte eine formlose butterartige Masse von gelber Farbe als Niederschlag am Rande einer Ausströmung in der Nähe des Vesuvkraters gefunden, in einer Bunsenflamme erhitzt und in ihren Dämpfen die eigentümliche Linie des Helium wahrgenommen. Diese Forschung hat nun Professor Piutti wieder aufgenommen und ein besonders feines Verfahren erdacht, um die durch Erhitzung der Vesuvmineralien entwickelten Gase zu prüfen. An einem bestimmten Punkt des Experiments wurde auch die Heliumlinie deutlich in der Nachbarschaft der Natriumlinien sichtbar. Wie sein dieser Versuch ausgeklügelt war, zeigt der Nachweis, daß die anwesende Heliummenge nicht größer gewesen zu sein braucht als 0,073 Kubikmillimeter. Damit ist die Angabe des verstorbenen Professors Palmieri glänzend bestätigt worden, und jetzt wird niemand mehr daran zweifeln, daß der Vesuv neben unzähligen anderen Gasen auch Helium „speit“. Die Arbeit von Professor Piutti hat noch einen anderen Erfolg, denn der von ihm angewandte Apparat ist so empfindlich, daß man den Gehalt von Helium schon in 3^{1/2} Kubikzentimetern gewöhnlicher Luft feststellen kann. Ferner hat derselbe Forscher nachgewiesen, daß das Mineral Birkon, wie es sich in den Laben des Vesuv findet, Radiumstrahlen ausstrahlt, und daß es auch gerade dieser Birkon ist, der das Helium entwickelt. Außerdem hat Professor Piutti jetzt das Helium in dem gleichen Mineral auch von anderen Oerlichkeiten in Italien und des Auslandes ermittelt.